edition

lex-icon

edition lex-icon
ultramarin
order@ultramarin.nl
www.ultramarin.nl

schiffahrt literatur

www.lex-icon.eu

Prosper Mérimée

Tamango

lex-icon

Übersetzung nach: Tamango, Oeuvres complètes de Prosper Mérimée, Paris 1933

© der Übersetzung: Wolfgang Preikschat / lex-icon.eu – Köln 2021

Der Kapitän Ledoux war ein guter Seemann. Er hatte als einfacher Matrose angefangen, dann wurde er Hilfssteuermann. In der Schlacht von Trafalgar[1] wurde ihm durch einen Holzsplitter die linke Hand zerschmettert. Er wurde amputiert und daraufhin mit einem guten Zeugnis abgedankt. Das Nichtstun paßte ihm gar nicht, und als sich die Gelegenheit ergab, sich wieder einzuschiffen, verdingte er sich in der Stellung eines Zweiten Leutnants auf einem Kaperschiff. Das Geld, welches er aus einigen Prisen bezog[2], ermöglichte ihm, Bücher zu kaufen und die Theorie der Nautik zu studieren, mit deren Praxis er schon ausgezeichnet vertraut war. Schließlich wurde er Kapitän eines Kaper-Loggers[3] mit drei Kanonen und sechzig Mann Besatzung, und die Küstenfahrer von Jersey bewahrten seine Heldentaten lange in Erinnerung. Der Frieden[4] stimmte ihn mißmutig: Während des Krieges hatte er ein kleines Vermögen zusammengebracht, das er auf Kosten der Engländer zu mehren gehofft hatte. Gezwungenermaßen bot er seine Dienste friedliebenden Kaufleuten an, und weil er als entschlossener Mann mit Erfahrung bekannt war, vertraute man ihm ohne Umstände ein Schiff an. Weil man für den Handel mit Negern eintrat und es, um sie abzuliefern, nicht nur galt, die Wachsamkeit der französischen Zöllner zu überlisten, was nicht sehr schwierig war, sondern auch – was viel riskanter war – den englischen Kreuzern[5] zu entwischen, war Kapitän Ledoux für die ‚Eben-holzhändler' genau der richtige Mann.

Ganz im Unterschied zur Mehrzahl der Matrosen, die sich lange Zeit wie er in untergeordneten Stellungen abgeplagt hatten, hatte er weder jene abgrundtiefe Furcht vor dem Neuen, noch quälte ihn der Geist der Routine, wie sie sie noch allzu oft in die höheren Dienstgrade mitschleppen.

Ganz im Gegenteil war Kapitän Ledoux der Erste, der seinem Reeder den Gebrauch eiserner Tanks zum Fassen und Aufbewahren des Wassers empfahl. Bei ihm an Bord waren die Handfesseln und Ketten, mit denen die Negerschiffe ausgerüstet waren, nach einem neuen System gefertigt und sorgfältig lackiert, um sie gegen Rost zu schützen. Was ihm unter den Sklavenhändlern aber am meisten zur Ehre gereichte, war die von ihm persönlich geleitete Konstruktion einer Brigg[6] für den Handel, ein scharfer Segler, schlank, lang wie ein Kriegsschiff und dabei in der Lage, eine große Anzahl Schwarzer aufzunehmen. Er gab ihr den Namen *L'Espérance*. Er wollte, daß die Zwischendecks schmal und weniger hoch waren, nicht höher als drei Fuß, vier Zoll[7], indem er behauptete, diese Abmessungen gestatteten den Sklaven von angemessener Größe, bequem zu sitzen – und welchen Zweck sollte es haben, sich aufzurichten?

– Einmal in den Kolonien, so Ledoux, stünden sie noch oft genug auf ihren Füßen!

Den Rücken gegen die Planken des Schiffs gelehnt und parallel in zwei Reihen angeordnet, ließen die Schwarzen zwischen ihren Füßen einen leeren Raum, der auf allen anderen Sklavenschiffen lediglich dem Durchgang diente. Ledoux stellte sich vor, in diese Zwischenräume andere Neger lotrecht zu Ersteren zu legen. Auf diese Weise faßte sein Schiff an die zehn Neger mehr als ein anderes Schiff gleicher Tragfähigkeit. Notfalls könnten es noch mehr sein, aber man mußte sich menschlich zeigen und einem Neger mindestens fünf Fuß in der Länge und zwei in der Breite lassen[8], damit ein Neger sich während einer Überfahrt von sechs Wochen und mehr tummeln konnte: «Denn schließlich sind die Neger» wie Ledoux gegenüber seinem Reeder die

liberale Maßnahme rechtfertigte, «Menschen wie die Weißen.»

Die *L'Esperance* verließ Nantes an einem Freitag, wie die abergläubischen Leute seither bemerkten. Die Inspektoren, welche die Brigg peinlich genau besichtigten, entdeckten keine sechs großen Kisten, gefüllt mit Ketten, Handfesseln und jene Eisen, die man, ich weiß nicht warum, Gerechtigkeitsstangen[9] nannte. Sie zeigten sich auch nicht erstaunt über die gewaltigen Vorräte an Wasser, welche die *L'Espérance*, die ihren Papieren zufolge nur für den Handel mit Holz und Elfenbein nach Senegal fuhr. Die Überfahrt ist nicht weit, in der Tat, aber das Zuviel an Vorsichtsmaßnahmen kann nicht schaden, für den Fall, daß man von einer Flaute überrascht würde – was täte man da ohne Wasser?

Die *L'Espérance* verließ Nantes also an einem Freitag, gut getakelt und mit allem gut versehen. Vielleicht hätte Ledoux gern ein wenig stabilere Masten gehabt. Freilich, soweit er das Kommando über das Schiff hatte, gab es nichts zu klagen.

Seine Überfahrt bis zur Küste Afrikas verlief zur Zufriedenheit und schnell. Er ankerte im Joale[10] (glaube ich), zu einer Zeit, als die englischen Kreuzer diesen Teil der Küste nicht überwachten. Die lokalen Makler kamen gleich an Bord. Der Zeitpunkt hätte nicht günstiger sein können. Tamango, ein bekannter Krieger und Menschenhändler, brachte eine große Anzahl Sklaven zur Küste, und er gab sie günstig ab, als Mann, der sich der Macht und der Mittel bewußt war, einen Ort schnell zu beliefern, sobald die Güter seines Geschäfts dort knapp wurden.

Kapitän Ledoux begab sich zum Ufer und stattete Tamango einen Besuch ab. Er traf ihn in einer Strohhütte an, die man

ihm eilig errichtet hatte, in Begleitung seiner beiden Frauen und einiger Kleinhändler und Sklavenführer. Tamango war bereit, den weißen Kapitän zu treffen. Er war mit einer alten blauen Uniform bekleidet, noch mit den Tressen eines Korporals; von jeder Schulter hingen aber zwei goldene, am selben Knopf befestigte Schulterstücke, von denen eines nach vorn, ein anderes nach hinten hin und her baumelte. Weil er kein Hemd trug und die Kluft ein wenig kurz für einen Mann seiner Größe war, bemerkte man zwischen dem weißen Besatz seines Anzugs und der Unterhose aus Salampouris[11] einen beachtlichen Streifen schwarzer Haut, der einem breiten Gürtel glich. Ein großer Kavalleriesäbel hing an seiner Seite an einem Strick, und in der Hand hielt er ein schönes zweiläufiges Gewehr englischer Fabrikation. Derart ausgerüstet meinte der afrikanische Krieger, an Eleganz den vollendetsten Geck in Paris oder London zu übertreffen.

Kapitän Ledoux betrachtete ihn eine Weile schweigend, während Tamango, der sich hoch aufrichtete, wie zur Heerschau eines ausländischen Generals, den Eindruck genoß, den er auf den Weißen zu machen glaubte. Ledoux wandte sich, nachdem er ihn mit Kennermiene begutachtet hatte, an seinen Steuermann und sagte:

– Diesen Kerl da, den würde ich in Martinique gesund und unbeschädigt für mindestens tausend Écu[12] verkaufen.

Man setzte sich und ein Matrose, der eine wenig Kenntnis des Wolof[13] hatte, diente als Übersetzer. Nachdem die ersten Höflichkeitsbezeigungen ausgetauscht waren, brachte ein Schiffsjunge einen Korb mit Flaschen Branntwein. Man trank, und der Kapitän machte Tamango, um ihn bei guter Laune zu halten, ein hübsches Pulverhorn aus Kupfer zum Geschenk, das mit dem Relief Napoleons verziert war.

Nachdem das Geschenk mit der angemessenen Würdigung entgegengenommen worden war, verließ man die Hütte, setzte sich in den Schatten gegenüber den Flaschen Branntwein, und Tamango gab das Zeichen, die Sklaven kommen zu lassen, die er zu verkaufen hatte.

Sie erschienen in einer langen Reihe, der Körper von Erschöpfung und Schrecken gebeugt, jeder den Hals in einer langen Gabel von mehr als sechs Fuß Länge, deren beide Spitzen zum Nacken hin von einer Holzstange zusammengehalten wurden. Setzten sie sich in Bewegung, nahm einer der Führer den Stiel der Gabel des ersten Sklaven auf seine Schulter; dieser lud sich die Gabel des Mannes auf, der ihm unmittelbar folgte; der zweite trug die Gabel des dritten Sklaven, und so weiter. Galt es haltzumachen, stieß der Anführer der Reihe das spitze Ende des Gabelstiels in den Grund, und die ganze Kolonne hielt an. Man kann sich leicht vorstellen, daß an Entkommen nicht zu denken ist, wenn man an seinem Hals eine große Stange von sechs Fuß Länge trägt.

Bei jedem männlichen oder weiblichen Sklaven, der vor ihnen vorbeizog, hob der Kapitän die Schultern, fand die Männer zu mickrig, die Frauen zu alt oder zu jung und beklagte die Entartung der schwarzen Rasse.

– Alle degeneriert, sagte er. Damals war das anders. Die Frauen maßen fünf Fuß, sechs Zoll[14], und vier Männer hätten allein das Spill gedreht, um den Rüstanker einer Fregatte zu lichten.

Unterdessen traf er kritisch eine erste Wahl unter den kräftigsten und den schönsten Schwarzen. Für diese könne er den gewöhnlichen Preis zahlen, doch für den Rest forderte er einen beträchtlichen Nachlaß. Tamango verteidigte seinerseits seine Interessen, pries seine Ware, sprach von

der Knappheit der Männer und den Gefahren des Handels. Er schloß, indem er einen Preis – ich weiß nicht, welchen – für die Sklaven verlangte, die der weiße Kapitän auf sein Schiff verladen wollte.

Sobald der Dolmetscher Tamangos Angebot ins Französische übersetzt hatte, fiel Ledoux vor Überraschung und Empörung fast hintenüber. Dann erhob er sich, während er einige fürchterliche Flüche murmelte, als wollte er den Handel mit einem so unverständigen Mann abbrechen, woraufhin Tamango ihn zurückhielt. Nur mühsam erreichte er, daß jener sich wieder setzte. Eine neue Flasche wurde entkorkt, und die Diskussion begann erneut. Jetzt war es an dem Schwarzen, das Angebot des Weißen für verrückt und überzogen zu halten. Man schrie, man zankte sich lange, man trank reichlich Branntwein. Der Branntwein rief aber unter den beiden Kontrahenten recht unterschiedliche Wirkungen hervor. Je mehr der Franzose trank, um so weiter ging er mit seinem Gebot herunter; je mehr der Afrikaner trank, um so mehr ließ er von seinen Ansprüchen ab. Auf diese Weise wurden sie sich schlußendlich einig. Schlechte Baumwollstoffe, Pulver, Feuerstein, drei Faß Branntwein, fünfzig schlecht reparierte Gewehre wechselten für hundertsechzig Sklaven den Besitzer. Zur Besiegelung des Vertrags schlug der Kapitän in die Hand des mehr als halbbetrunkenen Schwarzen ein, und sogleich übergab man die Sklaven den französischen Matrosen, die sich beeilten, sie von den Holzgabeln zu befreien, um ihnen die Halseisen und eisernen Handfesseln anzulegen – als Zeichen der Überlegenheit der europäischen Kultur.

Blieben noch an die dreißig Sklaven übrig: Kinder, Alte, kranke Frauen. Das Schiff war voll.

Tamango, der mit diesem Ramsch nichts anzufangen wußte, bot dem Kapitän an, sie für eine Flasche Branntwein das Stück zu verkaufen. Das Angebot war verlockend. Ledoux erinnerte sich daran, daß er während einer Aufführung der *Sizilianischen Vespern*[15] in Nantes etliche dicke, fette Personen sich in ein schon volles Parkett hatte drängen sehen, die es vermöge der Komprimierbarkeit der menschlichen Leiber dennoch schafften, darin Platz zu nehmen. Er nahm die schlanksten zwanzig der dreißig Sklaven.

Nun verlangte Tamango lediglich ein Glas Branntwein für jeden der zwanzig übrigen. Ledoux bedachte, daß die Kinder in den öffentlichen Verkehrsmitteln nur die Hälfte zahlten und nur einen halben Platz einnahmen. Also nahm er drei Kinder, erklärte aber, keinen einzigen Schwarzen mehr zu übernehmen. Tamango sah, daß er noch sieben Sklaven am Hals hatte, ergriff sein Gewehr und nahm eine Frau aufs Korn, die als Erste kam: es war die Mutter der drei Kinder.

– Kauf’ sie, sagte er zu dem Weißen, oder ich töte sie. Ein kleines Glas Branntwein oder ich drücke ab.

– Und was zum Teufel willst du, daß ich damit mache? entgegnete Ledoux.

Tamango schoß, und die Sklavin fiel tot zu Boden.

– Dann einen anderen! rief Tamango, dessen Blick sich auf einen völlig hinfälligen Alten richtete: ein Glas Branntwein, oder …

Eine der Frauen lenkte seinen Arm ab, und der Schuß löste sich willkürlich. Sie hatte in dem Alten, den ihr Mann töten wollte, einen Griot oder Zauberer erkannt, der ihr prophezeit hatte, daß sie Königin werden würde.

Tamango, den der Branntwein wütend gemacht hatte, verlor die Beherrschung, als er sah, daß man sich seinem

Willen widersetzte.

Er schlug seine Frau brutal mit dem Gewehrkolben und wandte sich dann an Ledoux:

– Nimm, sagte er, ich gebe dir diese Frau.

Sie war hübsch. Ledoux betrachtete sie lächelnd, dann nahm er sie bei der Hand.

– Ich werde sicher einen Platz für sie finden, sagte er.

Der Dolmetscher war ein menschenfreundlicher Mann. Er gab Tamango eine Schnupftabakdose aus Pappe und verlangte die übrigen sechs Sklaven. Er befreite sie von ihren Gabeln und gestattete ihnen, zu gehen, wohin es ihnen beliebte. Sie strebten sogleich überaus ratlos in alle Richtungen, um in ihr Land, zweihundert Stunden[16] von der Küste, zurückzukehren.

Unterdessen verabschiedete sich der Kapitän von Tamango und machte sich daran, seine Ladung schnellstmöglich an Bord zu schaffen. Er legte es nicht darauf an, lange auf dem Fluß zu verweilen. Die Kreuzer könnten zurückkommen, und er wollte am folgenden Morgen absegeln. Was Tamango betraf, so legte er sich ins Gras, in den Schatten, und schlief seinen Rausch aus.

Als er erwachte, stand das Schiff schon unter Segel und fuhr den Fluß hinab. Tamango, dessen Kopf noch von der Ausschweifung des Abends schwer war, verlangte nach seiner Frau Ayché. Man sagte ihm, daß sie ihm zu ihrem Pech mißfallen und er sie dem weißen Kapitän zum Geschenk gemacht habe, der sie zu sich an Bord genommen habe. Ob dieser Nachricht schlug sich Tamango verblüfft an die Stirn, dann ergriff er sein Gewehr, und da der Fluß einige Biegungen machte, ehe er ins Meer mündete, eilte er auf einem kürzeren Weg zu einer kleinen Bucht, eine halbe Stunde von der Mündung entfernt. Dort hoffte er ein Boot zu

finden, mit dem er die Brigg erreichen konnte, deren Fahrt durch die Biegungen des Flusses verlangsamt wurde. Er irrte sich nicht: In der Tat hatte er Zeit, in eine Piroge zu steigen und das Sklavenschiff zu erreichen.

Ledoux zeigt sich überrascht ihn zu sehen, noch mehr aber, zu vernehmen, daß er seine Frau zurückforderte.

– Geschenkt ist geschenkt. gab er zur Antwort.

Und er wandte sich von ihm ab.

Der Schwarze insistierte, indem er anbot, einen Teil der Gegenstände zurückzugeben, die er für die Sklaven erhalten hatte. Der Kapitän mußte lachen, sagte, daß Ayché eine sehr gute Frau sei und daß er sie behalten wolle. Daraufhin vergoß Tamango heftig Tränen und stieß so heftige Schmerzensschreie aus, wie ein Unglücklicher, der einer chirurgischen Operation unterzogen wird. Mal wälzte er sich auf dem Deck und rief seine liebe Ayché, mal schlug er seinen Kopf gegen die Planken, wie um sich zu töten. Weiterhin ungerührt bedeutete ihm der Kapitän, der ihm das Ufer zeigte, daß es Zeit für ihn sei, sich davonzumachen, aber Tamango ließ nicht locker. Er bot sogar seine goldenen Epauletten, sein Gewehr und seinen Säbel. Alles vergebens.

Während dieser Auseinandersetzung sagte der Leutnant zum Kapitän:

– In der Nacht sind uns drei Sklaven gestorben, wir haben Platz. Warum nehmen wir nicht diesen kräftigen Burschen, der allein mehr wert ist als die drei Toten? Ledoux überschlug, daß Tamangos Verkauf gut tausend Écu einbrächte; daß die Reise, die sich als für ihn sehr einträglich abzeichnete, seine letzte sein würde; daß es ihm, nachdem sein Glück vollkommen war und er sich aus dem Sklavenhandel zurückziehen würde, wenig ausmachte, an der Küste Guineas einen guten oder schlechten Leumund

zurückzulassen. Im übrigen war die Küste verlassen und der afrikanische Krieger völlig in seiner Gewalt. Man mußte ihn nur seiner Waffen entledigen, denn es wäre gefährlich gewesen, Hand an ihn zu legen, solange sie in seinem Besitz waren. Ledoux bat ihn daher um sein Gewehr, wie um es in Augenschein zu nehmen und sicherzugehen, daß es ebensoviel wert war, wie die schöne Ayché. Indem er die Federn spielen ließ, sorgte er dafür, daß die Ladung herausfiel. Der Leutnant seinerseits nahm seinen Säbel, und es stürzten sich auf den derart entwaffneten Tamango zwei kräftige Matrosen, die ihn auf den Rücken warfen und sich anschickten, ihn in Fesseln zu legen. Der Widerstand des Schwarzen war heldenhaft. Von der ersten Überraschung erholt, kämpfte er trotz seiner unterlegenen Position lange gegen die beiden Matrosen. Dank seiner außergewöhnlichen Kräfte gelang es ihm, ihnen einen Fausthieb zu verpassen. Er streckte den Mann nieder, der ihn am Kragen hielt; er ließ ein Stück seines Anzugs in den Händen des anderen Matrosen und warf sich wie eine Furie auf den Leutnant, um ihm seinen Säbel zu entreißen. Dieser verpaßte ihm einen Schlag an den Kopf und verursachte eine große, aber nicht besonders tiefe Wunde. Tamango fiel ein zweites Mal. Sogleich band man ihn fest an Füßen und Händen. Während er sich verteidigte, stieß er Wutschreie aus und zappelte wie ein in einem Sack gefangenes Wildschwein; als er jedoch sah, daß jeglicher Widerstand zwecklos war, schloß er die Augen und regte sich nicht mehr. Sein heftig strömender Schweiß war das einzige Zeichen, daß er noch lebte.

– Bei Gott! rief Kapitän Ledoux, die Schwarzen, die er verkauft hat, werden sich totlachen, ihn seinerseits als Sklaven zu sehen. Diesmal werden sie wohl einsehen, daß es eine Vorsehung gibt.

Währenddessen verlor der arme Tamango sehr viel Blut. Der barmherzige Dolmetscher, der am Vorabend sechs Sklaven das Leben gerettet hatte, trat zu ihm, verband seine Wunde und richtete einige Worte des Trostes an ihn. Was er ihm sagen konnte, weiß ich nicht. Der Schwarze verharrte reglos, wie ein Leichnam. Es bedurfte zweier Matrosen, ihn wie ein Paket ins Zwischendeck zu schaffen, an den für ihn bestimmten Platz. Während zweier Tage wollte er weder trinken noch essen. Kaum sah man ihn seine Augen öffnen. Seine Genossen in der Gefangenschaft, sonst seine Gefangenen, sahen ihn mit tumber Verwunderung in ihrer Mitte erscheinen. So groß war die Furcht, die er ihnen noch einflößte, daß nicht ein Einziger es wagte, das Elend desjenigen zu verhöhnen, der ihnen das ihre beschert hatte.

Durch einen guten Landwind begünstigt, entfernte sich das Schiff rasch von der afrikanischen Küste. Bereits ohne sich wegen des englischen Kreuzers zu beunruhigen, dachte der Kapitän nur noch an die gewaltige Ausbeute, die ihn in den Kolonien erwartete, denen er entgegenfuhr. Sein Ebenholz blieb ohne Schaden, keine ansteckenden Krankheiten[17]. Nur zwölf Neger, noch dazu die schwächsten, waren vor Hitze gestorben. Das war eine Bagatelle. Damit seine menschliche Fracht so wenig wie möglich unter den Anstrengungen der Überfahrt litt, achtete er darauf, daß die Sklaven täglich an Deck hochgebracht wurden. Ein ums andere Mal bekam ein Drittel dieser Unglückseligen eine Stunde, um Luft für einen ganzen Tag zu schöpfen. Ein Teil der Besatzung bewachte sie bis an die Zähne bewaffnet, aus Furcht vor einem Aufstand. Im übrigen achtete man darauf, ihnen die Eisen nie vollständig abzunehmen. Hin und wieder unterhielt sie ein Matrose, der Violine spielte, mit einem Konzert. Es war seltsam, all die schwarzen Gestalten anzusehen, wie sie sich

dem Musiker zuwandten, nach und nach ihren Ausdruck dumpfer Hoffnungslosigkeit ablegten, schallend lachten und in die Hände klatschten, soweit ihre Ketten es zuließen. Bewegung ist für die Gesundheit vonnöten, daher bestand eine andere heilsame Praxis des Kapitäns Ladoux darin, die Sklaven tanzen zu lassen, so, wie man die eingeschifften Pferde auf einer langen Überfahrt stampfen läßt.

– Auf, Kinder, tanzt, vergnügt euch, sagte der Kapitän mit donnernder Stimme, während er mit einer gewaltigen Kutscherpeitsche knallte.

Und sogleich sprangen und tanzten die armen Schwarzen.

Eine Zeitlang hielt die Verwundung Tamango unter den Luken. Schließlich erschien er auf Deck. Und den Kopf stolz inmitten der furchtsamen Menge der Sklaven erhoben warf er als erstes einen traurigen, aber ruhigen Blick über die gewaltige Weite des Wassers, die das Schiff umgab, dann legte er sich nieder, beziehungsweise ließ er sich auf die Planken des Oberdecks fallen, ohne sich die Mühe zu machen, seine Eisen auf eine Weise zurechtzulegen, daß sie ihm am wenigsten unbequem waren. Ledoux, der auf der Poop saß, rauchte gemächlich seine Pfeife. In seiner Nähe Ayché, ohne Eisen, gehüllt in ein elegantes Kleid aus blauer Baumwolle, die Füße in hübschen Pantoffeln aus Saffianleder geschlüpft; in der Hand trug sie ein mit Getränken beladenes Tablett, bereit, ihm einzuschenken. Es war offenbar, das sie eine gehobene Stellung beim Kapitän einnahm. Ein Schwarzer, der Tamango haßte, bedeutete ihm, zu dieser Seite zu sehen. Tamango wandte sich um, sah sie und stieß einen Schrei aus; er erhob sich ungestüm, um zur Poop zu rennen, ehe die Wachmatrosen sich einem derart drastischen Verstoß gegen die Schiffsdisziplin entgegenstellen konnten:

– Ayché! schrie er mit gewaltiger Stimme, und Ayché stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Glaubst du, im Land der Weißen gäbe es gar keinen Mama-Jumbo?[18]

Die Matrosen liefen schon mit erhobenem Knüppel herbei, aber Tamango kehrte, die Arme gekreuzt und wie empfindungslos gemächlich zu seinem Platz zurück, während Ayché, die in Tränen zerfloß, durch diese geheimnisvollen Sätze versteinert schien.

Der Dolmetscher erklärte, es sei dieser furchtbare Mama-Jumbo, dessen Name allein ein solches Grauen hervorrief.

– Das ist der Butzemann der Neger, sagte er. Wenn ein Ehemann fürchtet, daß seine Frau etwas tut, was sich für die Frauen in Frankreich ebensowenig schickt wie in Afrika, droht er ihr mit Mama-Jumbo. Ich habe den Mama-Jumbo selbst gesehen, und ich habe die List durchschaut, aber die Schwarzen sind so einfältig und verstehen nichts. Stellen Sie sich vor, eines Abends, während sich die Frauen beim Tanz vergnügten, einen *folgar* veranstalteten, wie es in ihrem Jargon heißt, hörte man aus einem ziemlich dichten und und ziemlich dunklen Wäldchen eine seltsame Musik, ohne daß man jemand sah, der sie machte; alle Musiker waren im Wald verborgen. Sie hatten Riedflöten, Holztambourine, *balafos* und Gitarren aus halben Kalebassen. Sie spielten eine Musik, die den Teufel erwecken könnte. Kaum hatten die Frauen die Musik gehört, als sie zu zittern begannen. Sie wollten davonlaufen, aber die Männer hielten davon ab – sie wußten nur zu gut, was ihnen bevorstand. Plötzlich erschien aus dem Wald eine große weiße Gestalt, lang wie unsere Bramstenge, mit einem Kopf, groß wie ein Scheffel, Augen weit wie Klüsen und ein Mund, wie der eines Teufels, mit Feuer darin. Er schritt langsam,

ganz langsam und entfernte sich nicht weiter als eine halbe Kabellänge[19] von dem Wald. Die Frauen schrien:

– Da ist Mama-Jumbo!

Sie kreischten wie die Austernverkäuferinnen. Daraufhin sagten ihre Männer:

– Also, ihr Luder, sagt uns, ob ihr artig gewesen seid. Wenn ihr lügt: Mama-Jumbo ist da, um euch roh zu verspeisen.

Manche von ihnen sind so einfältig, es zu gestehen, woraufhin ihre Männer ihnen eine ordentliche Tracht Prügel verpassen.

– Und was ist das nun für eine Gestalt, diese Mama-Jumbo? Fragte der Kapitän.

– Nun, es war ein mit einem großen weißen Laken ausstaffierter Spaßvogel, der anstelle eines Kopfs einen Kürbis trug, darin mit einem brennenden Leuchter am Ende eines Stiels. Er ist überhaupt nicht bösartig, und es braucht nicht viel Geisteswitz, die Schwarzen zu umgarnen. Diese Mama-Jumbo ist eigentlich eine gute Erfindung, und ich wünschte, meine Frau glaubte daran.

– Was meine angeht, sagte Ledoux, hat sie keine Angst vor dem Mama-Jumbo, so fürchtet sie doch den Knüppel, und im übrigen kennt sie die Folgen, sollte sie mir Possen machen. In der Familie Ledoux hat man keine lange Lunte, und obgleich ich nur eine Faust besitze, weiß diese doch ganz gut, mit einem Tauende umzugehen. Was unseren Komiker da unten betrifft, der von Mama-Jumbo spricht, sagt ihm, daß er sich wohl verhalten und dem Frauchen keine Angst machen soll, oder ich gerbe ihm sein Rückgrat, daß seine schwarze Haut rot wie ein Roastbeef wird.

Mit diesen Worten stieg der Kapitän hinunter in seine Kajüte, ließ Ayché kommen und versuchte sie zu trösten, aber weder Zärtlichkeiten, nicht einmal Schläge – denn

irgendwann ist man mit der Geduld am Ende – vermochten es, die schöne Negerin umgänglich zu stimmen; Ströme von Tränen entflossen ihren Augen. Der Kapitän kehrte schlecht gelaunt wieder an Deck zurück und schalt den Wachoffizier wegen des Manövers, das er in dem Augenblick befahl.

In der Nacht, als fast die ganze Besatzung in tiefem Schlaf lag, vernahmen die Männer der Wache zunächst einen ernsten Gesang, feierlich, schaurig, der vom Zwischendeck aufstieg, dann den entsetzlich gellenden Schrei einer Frau. Gleich darauf erscholl fluchend und drohend Ledoux' grobe Stimme und der Lärm seiner furchtbaren Peitsche im ganzen Schiff. Einen Augenblick später kehrte völlige Stille ein. Am folgenden Tag erschien Tamango an Deck, übel zugerichtet, aber mit stolzer Miene, ebenso entschlossen wie zuvor.

Kaum hatte Ayché ihn erblickt, verließ sie die Poop, wo sie an der Seite des Kapitäns gesessen hatte und lief rasch zu Tamango, kniete vor ihm und sprach zu ihm mit einem Ton stärkster Verzweiflung:

– Vergib mir, Tamango, vergib mir!

Tamango richtete eine Minute lang seinen Blick fest auf sie und sagte, da er bemerkte, daß der Dolmetscher abwesend war:

– Eine Feile!

Und er legte sich, Ayché den Rücken zugewandt, auf die Planken.

Der Kapitän rügte sie scharf, verpaßt ihr sogar einige Ohrfeigen und verbot ihr, mit ihrem ehemaligen Mann zu sprechen. Er war aber weit entfernt, den verdächtigen Sinn der wenigen Worte zu erfassen, die sie gewechselt hatten und stellte diesbezüglich keine Fragen.

Unterdessen redete Tamango den anderen Sklaven, mit denen er eingeschlossen war, Tag und Nacht zu, daß sie

einen edelmütigen Versuch wagen, ihre Freiheit zurückzuerlangen. Er erwähnte ihnen gegenüber die geringe Zahl der Weißen und richtete ihr Augenmerk auf die zunehmende Nachlässigkeit ihrer Bewacher. Dann sagte er, ohne es genau zu erklären, er könnte sie in ihr Land zurückbringen, rühmte sich seiner Kenntnis der okkulten Wissenschaften, für welche sich die Schwarzen sehr begeistern, und drohte jenen mit der Rache des Teufels, die sich weigerten, dieses Unternehmen zu unterstützen. Bei diesen Ansprachen bediente er sich stets des Dialekts des Volkes, den die meisten Sklaven verstanden, der Dolmetscher aber nicht. Der Ruf des Redners, die Gewohnheit der Sklaven, ihm zu glauben und zu gehorchen, kamen seiner Redegewandtheit hervorragend zugute, und die Schwarzen beeilten sich, den Tag ihrer Befreiung festzusetzen, viel früher als er glaubte, sie bewerkstelligen zu können. Er antwortete den Verschwörern vage, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, und daß der Teufel, der ihm im Traum erschien, ihm noch nicht Bescheid gegeben hatte, daß sie sich aber beim ersten Zeichen bereit machen sollten. Unterdessen ließ er keine Gelegenheit aus, die Wachsamkeit seiner Bewacher auf die Probe zu stellen. Ein Mal hatte ein Matrose, der seine Gewehr gegen das Schandeck gelehnt hatte, Spaß daran, einen Schwarm Fliegender Fische zu beobachten, die dem Schiff folgten. Tamango nahm das Gewehr und parodierte mit grotesken Gesten die Bewegungen, die er die Matrosen bei der Übung hatte machen sehen. Man nahm ihm gleich darauf das Gewehr wieder ab, aber er hatte erfahren, daß er sich einer Waffe bemächtigen konnte, ohne sogleich Verdacht zu erregen. Und wenn die Zeit käme, sich ihr zu bedienen, Wehe dem, der sie seinen Händen wieder entreißen wollte.

Eines Tages warf Ayché ihm einen Zwieback zu und gab ihm ein Zeichen, das nur er verstand. Der Zwieback enthielt eine kleine Feile, jenes Werkzeug, von dem der Erfolg des Komplotts abhing. Zunächst achtete Tamango sorgfältig darauf, die Feile vor seinen Kameraden zu verbergen, als es aber Nacht wurde, begann er, unverständliche Worte zu murmeln, die von merkwürdigen Bewegungen begleitet wurden. Er erregte sich mehr und mehr und steigerte sich, bis er schrie. Hörte man die verschiedenen Intonationen seiner Stimme, konnte man meinen, er befände sich in einer angeregten Unterhaltung mit einer unsichtbaren Person. Alle Sklaven zitterten, da sie nicht zweifelten, daß der Teufel sich in diesem Augenblick in ihrer Mitte aufhielt. Tamango setzte dem Schauspiel ein Ende, indem er einen Freudenschrei ausstieß.

– Kameraden, rief er, der Geist, den ich beschworen habe, gewährt mir endlich, was er mir versprochen hat, und ich halte in meinen Händen das Werkzeug unserer Befreiung. Jetzt braucht ihr nur noch ein wenig Mut, euch zu befreien.

Er ließ seine Nachbarn die Feile berühren, und so tumb der Schwindel war, er fand doch Glaube bei den noch tumberen Männern.

Nach einer langen Zeit des Wartens kam der große Tag der Rache und der Freiheit. Die Verschwörer, untereinander durch einen heiligen Eid vereint, hatten nach reifer Überlegung ihren Plan gefaßt. Die Entschlossensten mit Tamango an ihrer Spitze würden, während sie sich ihrerseits an Deck begaben, die Waffen ihrer Bewacher an sich reißen; einige andere würden sich in die Kajüte des Kapitäns begeben, um die Gewehre zu holen, die sich dort befanden. Jene, die es geschafft hätten, ihre Eisen mit der Feile zu öffnen, müßten den Angriff beginnen, aber trotz der hart-

näckigen Arbeit mehrerer Nächte, war die Mehrzahl der Sklaven noch nicht in der Lage, sich tatkräftig am Geschehen zu beteiligen. Daher kam es drei kräftigen Schwarzen zu, den Mann zu töten, der in seiner Tasche die Schlüssel für die Eisen trug, und ihre Kameraden unverzüglich zu befreien.

An diesem Tag war Kapitän Ledoux bester Laune; gegen seine Gewohnheit begnadigte er einen Schiffsjungen, der die Peitsche verdient hatte; er lobte den Wachoffizier für sein Manöver, erklärte der Besatzung, daß er zufrieden sei und verkündete, daß jeder Mann in Martinique, wo sie bald einträfen, eine Gratifikation erhielte. Alle Matrosen beschäftigten sich bei dieser angenehmen Vorstellung in Gedanken damit, wie sie diese Gratifikation verwenden würden. Sie dachten an Schnaps und an die farbigen Frauen von Martinique, während Tamango und die anderen Verschwörer sich an Deck begaben.

Sie hatten achtgegeben, ihre Eisen soweit durchzufeilen, daß man es nicht bemerkte, daß indes der geringste Aufwand genügte, sie ganz zu öffnen. Übrigens ließen sie ihre Eisen so sehr ertönen, daß man, wenn man sie hörte, meinte, sie trügen daran doppelt schwer. Nachdem sie einige Zeit Luft geschnappt hatten, nahmen sie sich bei der Hand und begannen zu tanzen, während Tamango den Kriegsgesang seiner Familie anstimmte, den er sonst sang, ehe er in den Kampf zog. Nachdem sie einige Zeit getanzt hatten, streckte sich Tamango wie erschöpft zu Füßen eines Matrosen aus, der sich lässig gegen die Bordwand gelehnt hatte. Alle Verschwörer taten es ihm gleich. Auf diese Weise war jeder Matrose von mehreren Schwarzen umringt.

Plötzlich stieß Tamango, der sacht seine Eisen zerbrochen hatte, einen großen Schrei aus, der das Zeichen sein sollte,

zog heftig an den Schenkeln des Matrosen, der sich in seiner Nähe befand, stürzte ihn um, entriß ihm, indem er ihm den Fuß auf den Bauch setzte, sein Gewehr und benutzte es dazu, den Wachoffizier zu töten. Zur gleichen Zeit wurde jeder Matrose überwältigt und entwaffnet und ihm die Kehle durchgeschnitten. Aus allen Richtungen erhob sich ein Kriegsschrei. Der Bootsmann, der die Schlüssel für die Eisen hatte, starb als einer der Ersten. Daraufhin überschwemmte eine Masse der Schwarzen das Oberdeck. Jene, die keine Waffen fanden, ergriffen Spillspaken oder die Riemen des Schaluppe. Von da an war die europäische Besatzung verloren. Unterdessen widerstanden einige Matrosen auf der Poop, es fehlte ihnen aber sowohl an Waffen wie an Entschlossenheit. Ledoux lebte noch und hatte seinen Mut keineswegs verloren. Da er sah, daß Tamango die Seele der Verschwörung war, hoffte er, daß er mit seinen Komplizen leichtes Spiel hätte, wenn es ihm gelänge, ihn zu töten,. Mit dem Säbel in der Hand warf er sich also ins Gefecht, indem er ihn mit lauten Schrei rief. Sofort stürzte sich Tamango auf ihn. Er hielt ein Gewehr am Ende des Laufs und bediente sich seiner als Keule. Die beiden Anführer trafen sich auf einem der Gangborde, welche die Back mit der Poop verbinden. Tamango tat den ersten Schlag. Mit einer leichten Bewegung des Körpers wich der Weiße ihm aus. Der Kolben, der mit Wucht auf den Planken landete, zerbrach, und der Gegenschlag wurde so heftig, daß das Gewehr Tamangos Händen entglitt. Er war ohne Verteidigung, und Ledoux hob mit einem Lächeln teuflischer Freude den Arm zum tödlichen Stoß; aber Tamango war geradeso behende, wie die Panther seines Landes. Er warf sich seinem Gegner in die Arme und ergriff die Hand, die den Säbel hielt. Der eine bemühte sich, seine Waffe zu behalten, der andere, sie

jenem zu entreißen. In diesem wütenden Kampf stürzten beide zu Boden, aber der Afrikaner lag unten. Nun umklammerte Tamango, ohne sich entmutigen zu lassen, seinen Gegner mit aller Kraft, biß ihn mit soviel Gewalt in den Hals, daß das Blut wie von einem Löwenbiß spritzte. Der Säbel entglitt der erlahmenden Hand des Kapitäns. Tamango ergriff ihn, dann erhob er sich mit blutigem Mund und durchbohrte mit einem Triumphschrei mit doppelter Wucht seinen bereits halbtoten Feind.

Am Sieg war nicht mehr zu zweifeln. Die wenigen übrigen Matrosen flehten, die Aufständischen mögen Erbarmen mit ihnen haben, aber alle – bis auf den Dolmetscher, der ihnen nie ein Ungemach bereitet hatte – wurden gnadenlos massakriert. Der Leutnant starb in heroischem Kampf. Er hatte sich nach achtern zurückgezogen, bei einer der kleinen Kanonen, die auf einem Zapfen schwenkten und die man mit Kartätsche geladen hatte. Mit der Linken lenkte er das Geschütz und mit der Rechten, mit einem Säbel bewaffnet, verteidigte er sich so gut, daß er um sich herum eine Menge an Schwarzen herbeilockte. Indem er den Abzug der Kanone betätigte, hinterließ er in der Mitte dieser gedrängten Masse eine breite, mit Toten und Sterbenden gepflasterte Gasse. Einen Augenblick später wurde er in Stücke gehackt.

Während der Leichnam des letzten Weißen zerfetzt und in Stücke geschnitten ins Meer geworfen wurde, richteten die Schwarzen, deren Rachedurst gestillt war, ihren Blick hinauf zu den Segeln des Schiffs, die, noch stets von einem frischen Wind gebläht, ihren Unterdrückern zu gehorchen und die Sieger, trotz ihres Triumphs, ins Land der Sklaverei zu führen schienen.

– Es war alles umsonst, dachten sie betrübt, dieser große Fetisch der Weißen, wird er uns in unser Land zurückbringen, uns, die wir das Blut seiner Gebieter vergossen haben?

Einige sagten, Tamango könne sie dazu bringen zu gehorchen. Sofort rief man Tamango mit lautem Geschrei.

Er hatte es nicht eilig, sich blicken zu lassen. Man fand ihn in der Achterkajüte, aufrecht, eine Hand auf dem blutigen Säbel des Kapitäns, die andere mit geistesabwesender Miene zu seiner Frau Ayché ausgestreckt, die sie auf Knien küßte. Die Freude über den Sieg minderte nicht die düstere Sorge, die seine ganze Haltung verriet. Weniger einfältig als die anderen, fühlte er die Mißlichkeit seiner Lage besser.

Schließlich erschien er auf dem Oberdeck, wobei er eine Ruhe heuchelte, die er nicht empfand. Von hundert konfusen Stimmen gedrängt, den Kurs des Schiffs zu bestimmen, näherte es sich mit langsamen Schritten dem Ruder, als wolle er ein jenen Augenblick ein wenig hinauszögern, da sich für ihn und für die anderen der Umfang seiner Macht herausstellte. Im ganzen Schiff gab es nicht einen Schwarzen, egal wie einfältig, der nicht den Einfluß bemerkt hätte, den ein gewisses Rad und der Kasten, der davor stand, auf die Bewegungen des Schiffs ausübten. Aber dieser Mechanismus barg für sie immer noch ein großes Mysterium. Tamango untersuchte lange den Kompaß, wobei er die Lippen bewegte, als läse er die Buchstaben, die er darauf geschrieben fand. Dann brachte er seine Hand zur Stirn und nahm eine nachdenkliche Haltung eines Mannes an, der eine Kopfrechnung vornimmt. Alle Schwarzen umringten ihn mit weit offenem Mund und weit aufgerissen Augen und folgten ängstlich der kleinsten seiner Gesten. In einer Mischung aus Angst und Zuversicht, wie sie die

Ahnungslosigkeit eingibt, versetzte er das Steuerrad in heftige Bewegung.

Wie ein edles Roß, das sich unter den Sporen des unbesonnenen Reiters aufbäumt, vollführte die Brigg *L'Espérance* bei diesem unerhörten Manöver einen Sprung in die Wellen. Es schien, als wollte sie sich empört mit ihrem ahnungslosen Lotsen in die Tiefe stürzen. Das notwendige Zusammenspiel zwischen der Stellung der Segel und jener des Ruders wurde brüsk vereitelt; das Schiff neigte sich mit solcher Gewalt, daß es schien, als würde es versinken, wobei seine langen Rahen ins Meer tauchten. Mehrere Männer wurden auf die Planken geworfen, einige fielen über Bord. Bald richtete sich das Schiff stolz gegen die Woge auf, um noch einmal gegen die Vernichtung zu kämpfen. Der Wind verdoppelte seine Anstrengung, und plötzlich brachen mit einem furchtbaren Lärm beide Masten wenige Fuß über dem Deck und bedeckten es mit den Trümmern und einer Art schwerem Netz aus Tauwerk.

Die entsetzten Neger flüchteten unter die Luken und stießen Schreckensschreie aus. Aber weil der Wind keinen Halt mehr fand, richtete sich das Schiff auf und ließ sich von den Fluten sanft hin und her werfen. Nun kamen die verwegensten unter den Schwarzen wieder an Deck und befreiten es von den hinderlichen Trümmern. Tamango verharrte reglos, die Ellenbogen aufs Nachthaus gestützt, das Gesicht in seinen angewinkelten Armen verbergend. Ayché stand neben ihm, wagte es aber nicht, ihn anzusprechen. Nach und nach traten die Schwarzen herbei. Es erhob sich ein Murren, das bald zu einem Sturm der Vorwürfe und Beleidigungen anschwoll.

– Arglistiger! Betrüger! schrieen sie, du bist es, der uns all das Ungemach bereitet hat; du bist es, der uns an die

Weißen verkauft hat; du bist es, der uns gezwungen hat, gegen sie zu revoltieren. Du hast uns dein Wissen angepriesen, du hast uns versprochen, uns in unser Land zurückzubringen. Wir haben dir geglaubt, töricht, wie wir sind! Und nun sind wir alle nur knapp dem Untergang entkommen, weil du den Fetisch der Weißen beleidigt hast.

Tamango hob stolz sein Haupt, und die Schwarzen, die ihn umringten, wichen verängstigt zurück. Er nahm zwei Gewehre, bedeutete seiner Frau, ihm zu folgen, durchquerte die Menge, die sich vor ihm öffnete und begab sich zum Bug des Schiffs. Dort errichtete er aus leeren Tonnen und Planken einen Schutzwall und ließ sich inmitten dieser Schanze nieder, aus der die Bajonette der beiden Gewehre drohend hervorstanden. Man ließ ihn in Ruhe. Unter den Aufständischen weinten die einen, die anderen, die ihre Arme gen Himmel reckten, riefen ihre Fetische und jene der Weißen an. Diese knieten vor dem Kompaß, dessen ständige Bewegung sie bewunderten, und baten ihn inständig, sie in ihr Land zurückzubringen. Jene legten sich in schwermütiger Niedergeschlagenheit nieder aufs Deck. In ihrer Mitte befanden sich die vor Entsetzen schreienden Frauen und Kinder und an die zwanzig Verletzte, welche um Hilfe flehten, die niemand ihnen geben konnte.

Plötzlich erschien ein Neger auf dem Deck mit strahlender Miene. Er verkündete, er habe entdeckt, wo die Weißen ihren Branntwein verbargen. Seine Erregung und seine Haltung zeugten davon, daß er schon davon gekostet hatte. Diese Nachricht unterbrach für einen Moment die Schreie dieser Elenden. Sie liefen in die Kombüse und labten sich am Schnaps. Eine Stunde später sah man sie über Deck lachen und springen, sich den gemeinsten Extravaganzen der Trunkenheit überlassen. Ihre Tänze und ihre Gesänge

wurden von Stöhnen und Schluchzen der Verwundeten begleitet. So verging der Rest des Tages und die ganze Nacht.

Am Morgen, beim Erwachen, neuerliche Verzweiflung. Während der Nacht war eine große Zahl der Verletzten gestorben. Das Schiff trieb umgeben von Leichen. Es herrschte schwere See, und der Himmel war verhangen. Man hielt Kriegsrat. Einige Adepten der Kunst der Magie, die nicht gewagt hatten, vor Tamango über ihr Können zu sprechen, boten der Reihe nach ihre Dienste an. Man versuchte es mit mehreren mächtigen Beschwörungen. Mit jedem nutzlosen Versuch wuchs die Mutlosigkeit. Endlich war wieder die Rede von Tamango, der noch nicht aus seiner Schanze hervorgekommen war. Immerhin war er der Weiseste unter ihnen, und er allein konnte sie aus dieser furchtbaren Lage herausholen, in die er sie gebracht hatte. Ein Alter ging zu ihm als Überbringer der Friedensangebote. Er beschwor ihn, zu kommen und seine Meinung kundzutun. Aber Tamango, unbeugsam wie Coriolan[20], zeigte sich gegenüber ihren Bitten taub. In der Nacht hatte er sich inmitten des Chaos mit Proviant aus Zwieback und Pökelfleisch versehen. Er schien entschlossen, allein in seiner Klause zu leben.

Blieb noch der Branntwein. Wenigstens ließ er das Meer vergessen und die Sklaverei und den bevorstehenden Tod. Man schlief, man träumte von Afrika, man sah die Wälder mit den Gummibäumen, die mit Stroh gedeckten Hütten, die Baobabs, deren Schatten ein ganzes Dorf überdeckte. Die Orgie des Vorabends begann erneut. Auf diese Weise vergingen mehrere Tage. Schreien, weinen, sich die Haare raufen, dann sich betrinken und schlafen, das war ihr Leben. Mehrere starben von der Sauferei; einige stürzten sich ins Meer oder erdolchten sich.

Eines Tages kam Tamango aus seiner Festung hervor und ging zum Stumpf des Großmasts.

– Sklaven, sagte er, der Geist ist mir im Traum erschienen und hat mir die Mittel offenbart, euch hier herauszuholen, um euch in euer Land zurückzubringen. Eure Undankbarkeit verdiente, daß ich euch verlasse, aber mich dauern diese Frauen und die weinenden Kinder. Ich vergebe euch. Hört mir zu.

Alle Schwarzen senkten respektvoll den Kopf und scharten sich um ihn.

– Die Weißen, fuhr Tamango fort, kennen allein die mächtigen Worte, welche diese großen hölzernen Häuser bewegen, aber wir können nach unserem Belieben die leichten Ruderboote lenken, die jenen in unserem Land gleichen. Er wies auf die Schaluppe und die anderen Boote der Brigg.

Füllen wir sie mit Lebensmittel, steigen wir hinein und rudern wir in die Richtung des Windes. Mein Meister und der eure wird ihn in Richtung unseres Landes wehen lassen.

Man glaubte ihm. Nie war ein Projekt unsinniger. Ohne Kenntnis des Kompasses und unter unbekanntem Himmel konnten sie nur aufs Geratewohl umherirren. Er stellte sich vor, daß er immer geradeaus rudernd schließlich ein Land fände, das von Schwarzen bewohnt ist, weil die Schwarzen die Erde besäßen und die Weißen auf ihren Schiffen lebten. Das hatte er seine Mutter sagen gehört.

Alles war bald bereit in die Boote zu steigen, aber es zeigte sich, daß lediglich die Schaluppe mit einem Beiboot für den Einsatz taugte. Das war zu wenig, um an die achtzig noch lebende Neger aufzunehmen. Man mußte alle Verletzten und Kranken zurücklassen. Die Meisten verlangten, daß man sie tötete, ehe man von ihnen schied.

Die beiden Boote, die nach endlosen Mühen zu Wasser gelassen und hoffnungslos überladen waren, verließen das Schiff in kabbeliger See, die jeden Augenblick drohte, sie zu verschlingen. Das Ruderboot entfernte sich als erstes. Tamango hatte mit Ayché in der Schaluppe Platz genommen, die, viel schwerer und viel tiefer beladen, beträchtlich zurückblieb. Man hörte noch das Wehklagen einiger Unglücklicher, die an Bord der Brigg zurückgelassen worden waren, als eine sehr heftige Welle die Schaluppe von der Seite erwischte und mit Wasser füllte. In weniger als eine Minute ging sie unter. Das Ruderboot sah die Katastrophe, und die Ruderer verdoppelten ihre Anstrengungen aus Furcht, einige Schiffbrüchige aufnehmen zu müssen. Fast alle, die die Schaluppe bestiegen hatten, ertranken. Nur ein Dutzend fand wieder zurück zum Schiff. Zu diesen gehörten Tamango und Ayché. Als die Sonne unterging, sahen sie das Ruderboot hinter dem Horizont verschwinden, aber was aus ihnen wurde, ist unbekannt.

Warum sollte ich den Leser mit der abscheulichen Beschreibung der Qualen des Hungers ermüden? Etwa zwanzig Personen auf engem Raum, bald von einem stürmischen Meer hin- und hergeworfen, bald von der glühenden Sonne verbrannt, streiten sich täglich über die kargen Reste ihres Proviants. Jeder Bissen Schiffszwieback bedingt einen Kampf, und der Schwache stirbt, nicht weil der Starke ihn tötet, sondern weil er ihn sterben läßt. Nach einigen Tagen gibt es keinen Lebenden mehr an Bord der Brigg *L'Esperance*, außer Tamango und Ayché.

… … … …

Eines Nachts, die See war rauh, der Wind blies sehr heftig, und die Finsternis war so groß, daß man vom Heck den Bug des Schiffs nicht sehen konnte. Ayché lag auf einer Matratze in der Kajüte des Kapitäns und Tamango saß zu ihren Füßen. Beide bewahrten seit Langem Schweigen.

– Tamango, rief schließlich Ayché, alles, was du erleidest, erleidest du wegen mir…

– Ich leide nicht, antwortete er brüsk. Und er warf die Hälfte eines Zwiebacks, die ihm blieb, neben seine Frau auf die Matratze.

– Behalte ihn. sagte sie, indem sie den Zwieback sanft fortschob. Ich habe keinen Hunger mehr. Außerdem, wozu essen – ist meine Stunde nicht gekommen?

Tamango erhob sich, ohne zu antworten. Schwankend stieg er an Deck und setzte sich neben den Stumpf eines gebrochenen Mastes. Das Haupt auf die Brust gesenkt, pfiff er das Lied seiner Sippe. Plötzlich vernahm er durch den Lärm des Windes und der See einen lauten Ruf. Ein Licht tauchte auf. Er hörte andere Rufe: Ein großes schwarzes Schiff glitt geschwind an seinem entlang, so nah, daß die Rahen über seinen Kopf hinwegfuhren. Er sah nur zwei Gestalten, von einer Laterne beleuchtet, die an einem Mast hing. Diese Leute stießen neuerlich einen Ruf aus, und sogleich verschwand das Schiff, vom Wind davongetragen, in der Dunkelheit. Zweifellos hatten die Wachleute das havarierte Schiff wahrgenommen, aber das schlechte Wetter hinderte sie daran, zu wenden. Kurz darauf sah Tamango das Feuer einer Kanone und hörte den Lärm der Explosion. Dann sah er das Feuer einer anderen Kanone, hörte aber keinen Lärm. Dann sah er nichts mehr. Am nächsten Morgen zeigte sich am Horizont nirgendwo ein Segel. Tamango legte sich

auf der Matratze nieder und schloß die Augen. In jener Nacht war seine Frau Ayché gestorben.

… … … …
… … … …

Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen war, als eine englische Fregatte, die *Bellone*, ein entmastetes Schiff ausmachte, das offensichtlich von seiner Besatzung aufgegeben worden war. Eine Schaluppe, die längsseits gegangen war, fand darauf eine tote Negerin und einen Neger, der so ausgemergelt und mager war, daß er einer Mumie glich. Er war ohne Bewußtsein, zeigte aber noch schwache Lebenszeichen. Der Wundarzt nahm sich seiner an, ließ ihm seine Pflege angedeihen, und als die *Bellone* in Kingston anlegte, erfreute sich Tamango bester Gesundheit. Man befragte ihn bezüglich seiner Geschichte. Er erzählte, was er wußte. Die Pflanzer der Insel wollten, daß man ihn als aufständischen Neger hängt, doch der Gouverneur, ein gutherziger Mann, interessierte sich für ihn und fand seinen Fall entschuldbar, denn schließlich hatte er lediglich sein legitimes Recht wahrgenommen, sich zu verteidigen. Und außerdem waren jene, die er getötet hatte, nur Franzosen. Man behandelte ihn, wie man die Neger behandelte, die man an Bord eines konfiszierten Sklavenschiffs ergriffen hatte – man schenkte ihm die Freiheit, das heißt, man ließ ihn für die Regierung arbeiten, doch bekam er sechs Sous täglich und Kost. Er war ein überaus stattlicher Mann. Der Oberst des 75. sah ihn und nahm ihn an, um aus ihm einen Beckenschläger im Orchester seines Regiments zu machen.

Er lernte ein wenig Englisch, sprach aber kaum. Zum

Ausgleich trank er Rum und Taffia[21] im Übermaß. – Er starb im Hospital an einer Lungenentzündung.

Nachbemerkung

Die von Prosper Mérimée (Paris 1803 - Cannes 1870) verfaßte, 1829 in der *Revue de Paris* erschienene Geschichte fällt in eine Zeit, als der von europäischen Kaufleuten betriebene transatlantische Sklavenhandel, der ganz entscheidend für die Betreibung der Plantagen in den Kolonien war, moralisch abgewirtschaftet hatte und mit der Ächtung des Sklavenhandels 1815 durch die Signatarmächte des Pariser Friedens von 1814 politisch ebenfalls als inopportun erachtet wurde. Auf Betreiben der abolutio nistischen Bewegung kam es in England 1808 zu einem offiziellen Verbot, dem die Vereinigten Staaten folgen. Nachdem die Sklaverei in Frankreich im Zuge der Revolution abgeschafft, von Napoleon aber wieder für rechtmäßig erklärt worden war, dauerte es bis 1848, daß auch hier dem Unwesen ein Ende bereitet wurde. Zumindest offiziell, denn die Sklaverei selbst in den Ländern mit großem Interesse an der Plantagenwirtschaft war damit noch lange nicht abgeschafft. Die Niederlande, die auf Druck Englands den Sklavenhandel 1814 einstellen, verbieten die Sklaverei in ihren ostindischen Besitzungen erst 1860, in der Karibik 1863, was über viele Jahrzehnte zu einem regen Menschenschmuggel führte.

Mérimées Geschichte fällt in eine Zeit der öffentlichen Debatte des Abolutionismus in den 1820er Jahren in Frankreich, an der sich u.a. Victor Hugo und Claire de Duras mit Werken beteiligten. Zu den Schriften, die Mérimée – dessen Vetter Marineleutnant war – vermutlich als Quelle dienten, zählten Thomas Clarksons *Le cri des Africains,*

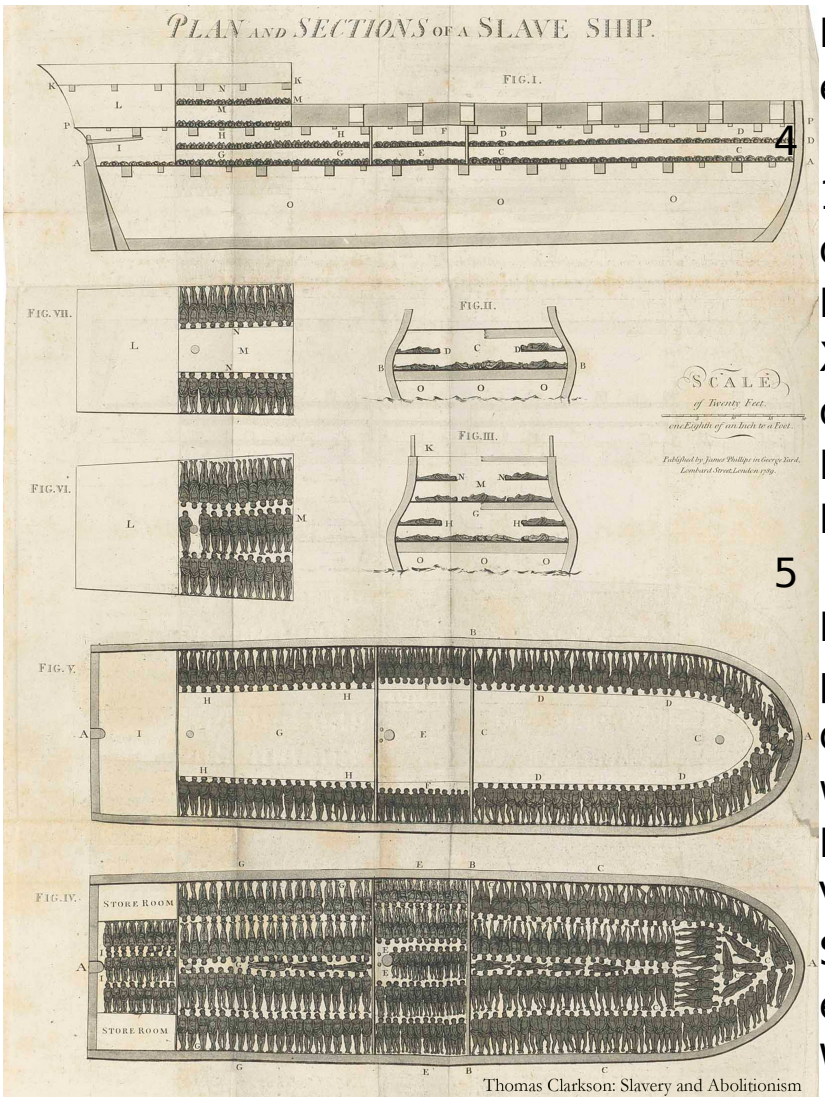
contre les Européens, leurs oppresseurs, ou Coup d'oeil sur le commerce homicide appelé, traite des Noirs (Der Schrei der Afrikaner, gegen die Europäer, ihre Unterdrücker, oder ein Blick auf das mörderische Geschäft, Handel mit Schwarzen genannt), die Reiseberichte aus dem Inneren des Kontinents des Afrikaforschers Mungo Park, sowie die höchst populären Romane *Der Rote Korsar* und *Piraten der See* von Fenimore Cooper. Für die Arbeit an *Tamango* scheint der *Précis historique de la traite des noirs* (*Historisches Kompendium des Handels mit Schwarzen*) des Botanikers Joseph-Elzéar Morénas (1776-1830) ausschlaggebend gewesen zu sein, der sich aufgrund seiner Erfahrung und seinen Beobachtungen während seiner Aufenthalte im Senegal und auf Haiti ebenfalls der Bewegung zur Abschaffung des Sklavenhandels angeschlossen hatte.

Anmerkungen

1 Am 21. Oktober 1805 besiegte die britische Flotte unter Admiral Nelson die gemeinsame Flotte von Frankreich und Spanien in der Seeschlacht am Cabo Trafalgar westlich von Gibraltar.

2 Prisengeld wurde entsprechend dem Prisenrecht nach einem festen Schema an die Angehörigen einer Besatzung eines Schiffs ausgezahlt, die ein feindliches Schiff aufgebracht hatten. Das Geld war insbesondere als Anreiz für Seeleute gedacht, Schiffe zu kapern. Nachdem das Schiff in einen Hafen unter eigener Jurisdiktion gebracht worden war, wurde der Betrag entsprechend dem Wert der Prise (Schiff und Ladung) berechnet.

3 Mit Gaffel- oder Trapezsegel getakelter kleiner Zwei- oder Dreimaster, der vor allem in der



Thomas Clarkson: Slavery and Abolitionism

Küstenschiffahrt eingesetzt wurde.

4 Am 30. Mai 1814 schloß nach dem Sturz Napoleons Ludwig XVI. Frieden mit den alliierten Mächten des Koalitionskrieges.

5 Englische Kreuzer patroullierten vor der westafrikanischen Küste, um das Verbot des Sklavenhandels entsprechend des Wiener Kongresses durchzusetzen.

6 Zweimaster mit Fock- und Großmast, jedoch größer als der Logger und mit Rahtakelung an beiden Masten.

7 Wenig mehr als 1 m.

8 ca. 1,50 m x 0,60 m.

9 Eisenstangen im Innern des Schiffs, an denen die Fesseln der Sklaven festgemacht werden.

10 Joal bzw. Joal-Fadiouth ist der Name eines Ortes im Senegal südlich von Dakar, unweit der Mündung des Flusses Saloum. Vermutlich hat Mérimée hierbei aber keinen Wert auf geographische Genauigkeit gelegt.

11 Auch bekannt als Seilampouri war ein in Ostindien gefertigter Baumwollstoff, dessen Name von der Insel Ceylon abgeleitet ist und der insbesondere von Sklaven getragen wurde.

12 Ursprünglich französische Währung aus dem 13. Jhdt., deren Bezeichnung für 5 Francs sich noch lange nach der Abschaffung bis ins 19. Jahrhundert erhalten hat.

13 Sprache der Fulbe, die Mungo Park auf seinen Reisen 1795/6 und 1805/6 besucht hatte. Die Fulbe bildeten Anfang des 19. Jahrhunderts das Kalifat Sokoto im Norden Nigerias, worauf noch immer der Name des nigerianischen Teilstaates verweist.

14 ca. 1,70 m.

15 Gemeint ist hier das Drama *Les Vêpres Siciliennes* von Casimir Delavigne (erstmals 1819 im Pariser Odéon aufgeführt), der u.a. mit Eugène Scribe zusammengearbeitet hat, welcher zusammen mit Charles Duveyrier als Verfasser des Librettos für Verdis gleichnamige Oper genannt wird.

16 i.O. *200 lieues*, altes Längenmaß (ca. 800 km) auf der Grundlage eines Stundenmarsches, wobei 1 *lieue* etwa 4 km entspricht.

17 In jener Zeit, als es dagegen noch keine Heilmittel gab, wirkten sich solche Krankheiten insbesondere unter den katastrophalen hygienischen Verhältnissen an Bord oft verheerend aus. So fiel regelmäßig ein Großteil der Menschen an Bord jenen Krankheiten zum Opfer.

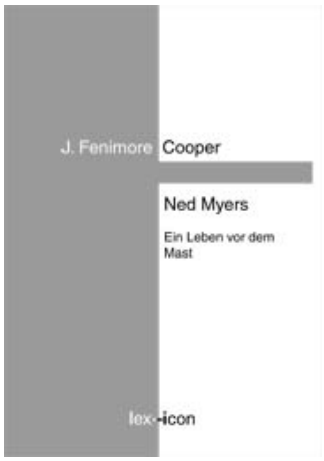
18 Als Vorbild für den Mama-Jumbo diente Mérimée offenbar eine Passage aus dem Reisebericht von Mungo Park 1795-97 (Reise ins Innere Afrikas), in dem er eine Maske der Mandinka (Nachfahren der Bewohner des

Malireichs, die überwiegend im Gebiet des heutigen Senegal, Gambia, Guinea und Mali siedeln) namens Mumbo-Jumbo beschreibt. Der sog. Mumbo-Jumbo dient in der Gesellschaft, in der Männer viele Frauen haben können, dazu, Streitigkeiten unter den Frauen zu schlichten.

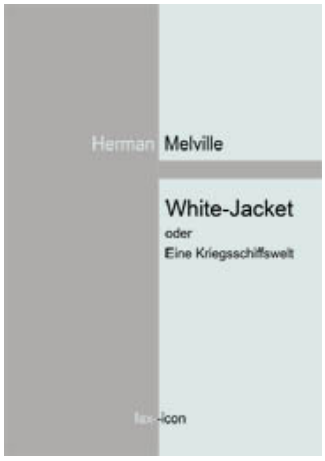
19 Ungefähr 100 m. (Eine Kabellänge entspricht 1/10 einer Seemeile, bzw. 185 m.)

20 Marcius Coriolanus 527-488 v.C. war der Sage nach ein römischer Feldherr, der, nachdem er für Rom gegen die Volsker gekämpft hatte, sich nach verlorener Konsul-Wahl aus Rache an den Volkstribunen an die Spitze der Volsker setzte, um wiederum gegen Rom ins Feld zu ziehen.

21 Billige Spirituose für den lokalen Konsum aus Zuckerrohrmelasse (im Unterschied zum Rum, der aus Zuckerrohrsirup hergestellt wird und reifen muß).


J. Fenimore Cooper
Ned Myers
Ein Leben vor dem Mast
lex-icon

Arthur van Schendel
Das Fregattschiff Johanna Maria
lex-icon


Herman Melville
White-Jacket
oder
Eine Kriegsschiffswelt
lex-icon